

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 10 (1906-1907)
Heft: 3

Artikel: Ein Besuch auf der Robinson-Insel (Juan Fernandez)
Autor: Schmid, P.A. / Rodt, Cäcilie von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663239>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was nun?

Hat man einen Menschen lieb,
Glaubt man immer an sein Glück,
Ob die Form für dessen Guß
Auch zersplittert Stück um Stück.

Hat man einen Menschen lieb,
Scheucht man fort sein tiefstes Leid;
Denn das Schicksal — wie ein Kind —
Gibt oft ungenau Bescheid.

Hat man einen Menschen lieb,
Hofft man, alles ende gut,
Zeigt der Freund im Lebenskampf
Jedem Feind nur Mannesmut!

Nanny von Escher, Albis-Langnau.

Ein Besuch auf der Robinson-Insel.*) (Juan Fernandez.)

Bearbeitet von P. A. Schmid nach Cäcilie von Rodt, Bern.

Valparaiso, den 16. März 1905.

Soeben habe ich die an der „Sirene“ herunterhängende Strickleiter erklimmen und stehe nun auf meinem recht unangenehm im Hafen auf- und abwiegenden, neuen Heime. Die „Sirene“ ist ein kleines Segelschiff; sie besitzt zwei mächtige Masten, fünf Segel und zwei kleine Räume: eine winzige Küche und eine Kabine für den Kapitän, sonst nichts, gar nichts. Diese Kabine hat man meinetwegen halb durch eine Bretterwand, halb durch einen Vorhang abgeteilt. Mein Verschlag enthält ein Waschbecken, ein Brett, um etwas darauf zu stellen, und eine fargartige Koje (Schlafstelle) mit einer alten, viel zu großen Matratze.

Das Ziel meiner voraussichtlich langen und unbequemen Reise ist Juan Fernandez, die geheimnisvolle, ersehnte, unsere Kinderträume erfüllende Insel, das Land Robinson Crusoes mit all seinen Sagen und Erinnerungen. Wer hat nicht als Kind von dem armen Schiffbrüchigen gelesen, ihn nicht im Geiste vor sich gesehen mit seinem wunderbaren Regenschirm aus Ziegenfell, hat ihn nicht hinaufbegleitet den steilen Felsenpfad, den sein Fuß täglich wandelte, um ein erlösendes Boot zu erspähen? Und wer kennt nicht die Höhle, in der er jahrelang gewohnt?

Aber nicht nur Desoës unsterblicher Held und mein unruhiges Reiseblut ziehen mich unwiderstehlich nach der Insel. Seit 28 Jahren lebt dort ein Berner, der mein Vetter ist: Karl Alfred von Rodt. „Inselfönig“ nennt man ihn scherzweise auf dem Festlande, und ein solcher war er namentlich in den ersten 20 Jahren. Neben der Gerichtsbarkeit fiel ihm die Aufgabe zu des Taufens, Trauens und Einsegnens im Tode. Nun waltet ein Zivilstandsbeamter auf der Insel und zwar seit 1898, da sie zur Kolonie gemacht worden ist. Im Jahre 1896 ernannte die Regierung von Chile meinen Vetter zum Gouverneur.

Im übrigen kümmert sie sich wenig um ihn und die Insel, obschon diese nur 365 Seemeilen¹⁾ von Valparaiso entfernt ist, und nur Segelboote stellen die Verbindung zwischen ihr und dem Festlande her, und die sind wohl für Hummer, aber für Touristen durchaus nicht eingerichtet.

* Das Gerücht, daß die Insel bei dem Erdbeben, welches Valparaiso zum Teil zerstörte, untergegangen sei, hat sich nicht bestätigt.

¹⁾ 365 engl. Seemeilen à 1852 m machen 676 Kilometer.

Auf See, den 18. März.

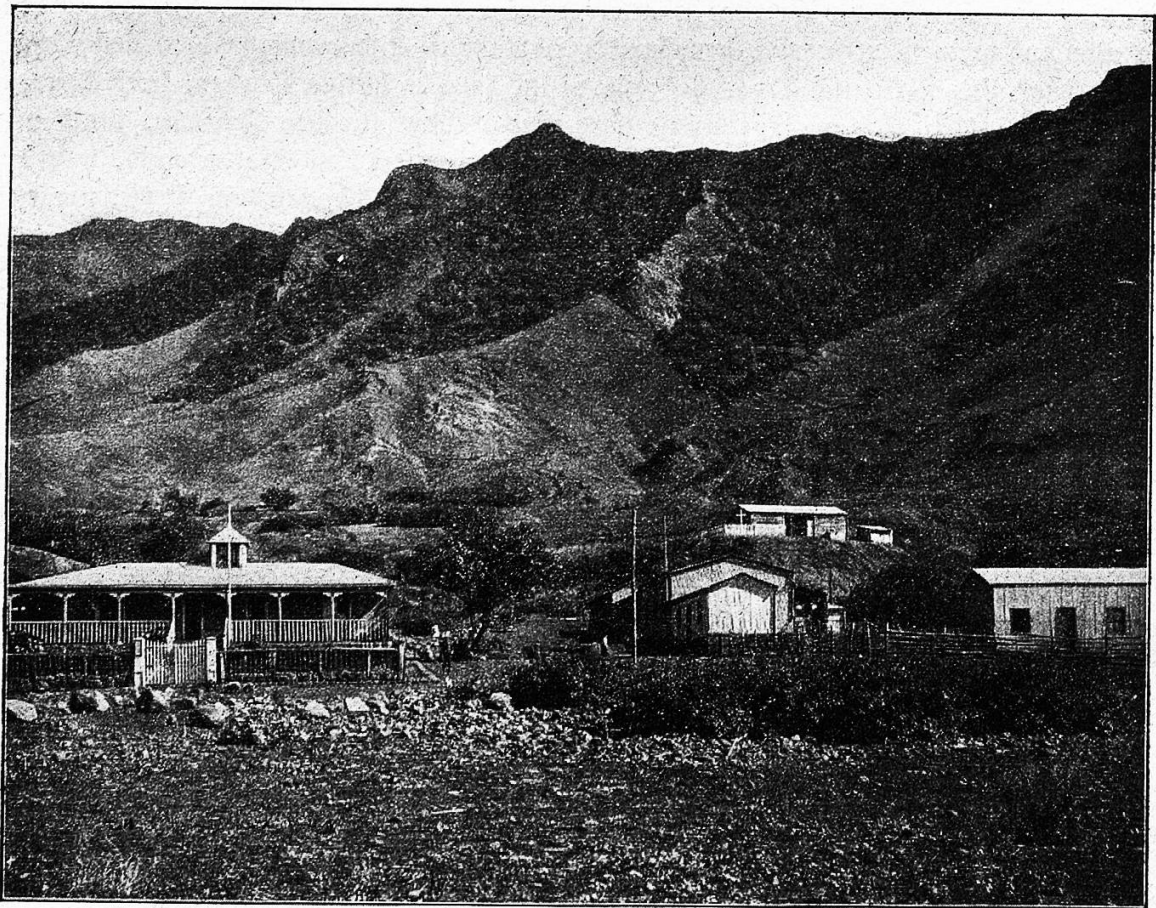
Gestern mittags wurden die Anker gelichtet; die Segel flatterten lustig im Winde; über die malerischen Hügel Valparaisos flutete helles Sonnenlicht, und blau leuchtete das Meer. Glückauf zur Fahrt!

Und jetzt? Mit schwerem Kopf, schwach, elend sitze ich auf Deck, eben auferstanden von vierundzwanzigstündiger Seefrankheit. „Nun, geht es besser?“ ruft der Kapitän. Der Gute ist mir nach Kräften in meinem Elend beigestanden. Für unsere Fahrt prophezeit er freilich Sturm, Windstillen, Verzögerungen und Mißgeschick aller Art; „wir sind am Freitag gesegelt, und das sollte man nie tun,“ sagte er.

Außer dem Kapitän und dem Koch, der auch Matrosendienste leistet, sind noch drei Schiffsleute am Bord, die am Steuer abwechseln.

Den 20. März.

Lüchisch sind die Launen des Meeres! Der ruhige Morgen von gestern fand ein jähes Ende. Über unsere kleine Nußschale brausten wilde Windstöße dahin, schlugen alles nieder, was nicht angefettet war, und zerrissen das Hauptsegel. Ich aber lag in der stillen Koje nicht mehr seefrank, aber unbeschreiblich elend. Von Gehen, ja nur von Stehen konnte während dreißig Stunden keine Rede sein, und so wild wurde ich umhergeschleudert, daß ich heute Beulen zu Duzenden zähle. War das eine Nacht! Die Masten seufzten



Ein Teil der Ansiedlung und die Gouverneur-Wohnung.

und stöhnten, wie arme Seelen; die Segel klapperten im Sturme, und Welle um Welle rauschte und schlug an die Wand meiner Koje und über das Schiff hin. Ich lauschte und hörte Stimmen, stöhnende, weinende, klagende, jubelnde; sie tönten aus den Wellen empor

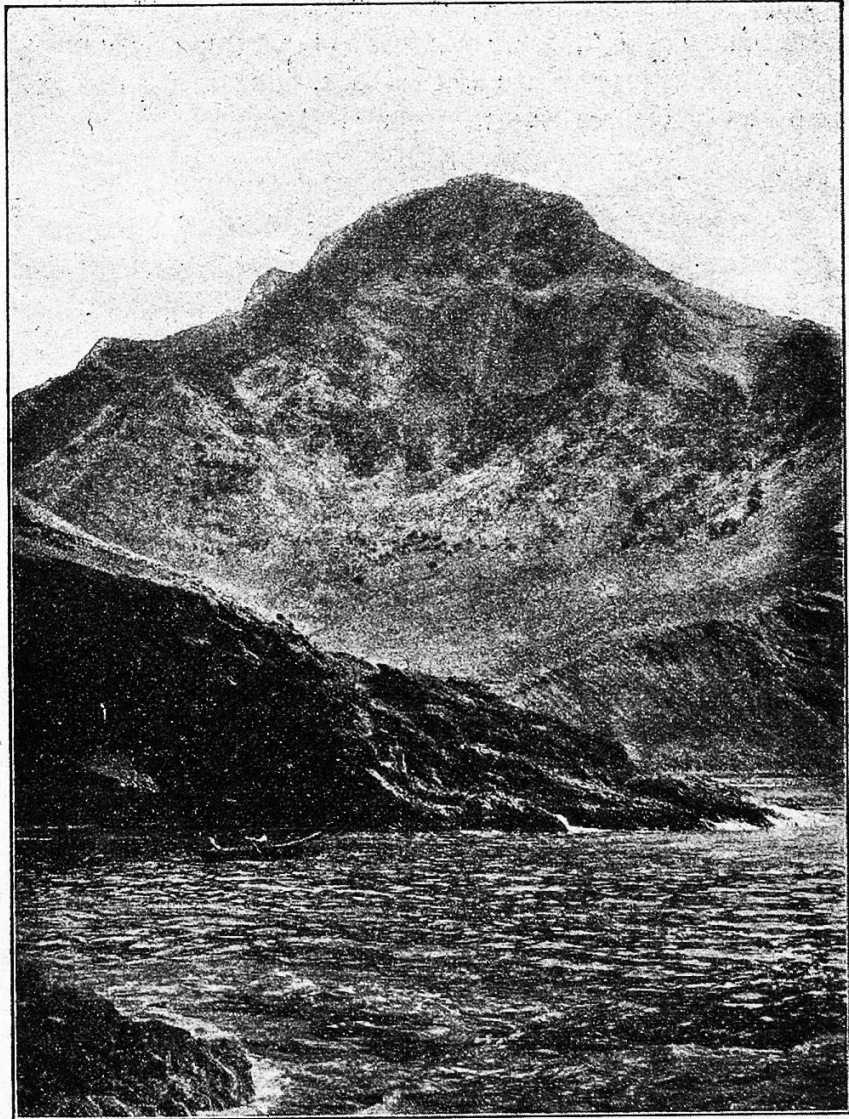
und klangen aus der Luft, und dazu pffte der Wind eine schauerliche Begleitung. Der Kapitän nennt ihn Südostpassat.

Der Wind hat nun endlich zu unserem Heil gewechselt und treibt uns gegen die Insel hin. Die „Sirene“ freilich rollt jämmerlich in der schweren See, segelt schlecht und kommt ungeachtet des starken Windes nur $3\frac{1}{2}$ Meilen stündlich vorwärts.

Den 21. März.

Heute früh weckte mich der Ruf: „Land in Sicht!“ Und der Kapitän schrie hinunter: „Kommen sie schnell, Fräulein! Hier liegt das Königreich ihres Vaters!“ In dunkler, weiter Ferne sehe ich ein zerklüftes Eiland, von dem uns noch 36 Meilen trennen. So nahe und doch so fern!

Denn nun treibt uns der Wind auf eine andere Seite hin, bis er plötzlich aufhört. Bleierne Hitze breitet sich nachmittags über die „Sirene“, und ein schwer Gewitter liegt über der fernen Insel.



Der Eingang zum Robinsontal.

Den 22. März.

Wir sind der Insel in den letzten 24 Stunden kaum um fünf Meilen näher gekommen. Der Kapitän schüttelt den Kopf, rechnet, mißt, dreht das Schiff, läuft jede Minute zum Kompaß, und ich starre auf die Insel hin. Wir steuern ja gerade auf sie los; aber ein Aufhören des Windes, ein Wehen aus anderer Richtung, und weitab sind wir vom Ziele.

Ein Segelboot ist ein unbeständig Ding, wie das Menschenherz. Bis auf einen gewissen Grad läßt es sich ja lenken, besitzt sein Steuerruder und seinen Steuermann, der bei Tag und Nacht nicht von seinem Posten weichen darf. Brausen aber Winde daher oder tritt Stille ein, dann ist das arme Segelboot willenlos und ohnmächtig.

Den 23. März mittags.

Heute früh liegen wir 24 Meilen von der Insel entfernt. Die haushohen Wellen haben sich geglättet. Das Meer ruht. Wie öde es hier ist! Kein einzig Boot ist uns be-

gegnet; keine lustigen Delphine tummeln sich; keine fliegenden Fische, kein Meeresleuchten! Wir hatten gehofft, heute nachmittags auf Juan Fernandez einzuziehen; die Flaggenleinen waren schon zurecht gemacht worden, um die Fahnen zu hissen, den chilenischen Stern und das helvetische Kreuz. Geduld, Geduld!

Den 23. März abends.

Ich sitze auf Deck und lese die Geschichte der Insel. Sie wurde im Jahre 1563 von einem Spanier, Juan Fernandez, entdeckt, ihm geschenkt und nach ihm benannt. Sie war unbewohnt. Sofort bevölkerte er sie mit Spaniern und Indianern, baute eine Stadt und zog großen Nutzen aus dem Handel mit Fischen und Seehunden. Später mußte er die Insel aufgeben. Die Stadt zerfiel gänzlich. Zurückgebliebene Ziegen verwilderten und wurden sehr zahlreich auf dem wieder menschenleeren Eilande.¹⁾

Im Oktober 1704 legte ein englisches Schiff, „Cinque Ports“, an der Insel an. Als Steuermann hatte es einen Schotten, den 27 Jahre alten Alexander Selkirk. Sein unruhiger Geist und ein unüberwindlicher Hang zur See hatten ihn in die Dienste der Engländer getrieben, um mit ihnen die weiten Meere zu befahren. Während der langen Reise war sein Kapitän, ein guter, milder Mann, gestorben und durch Stradling, einen harten, despotischen Menschen, ersetzt worden, und in Selkirk war deswegen der Entschluß gereift, allein auf einem einsamen Eiland zu leben. Juan Fernandez, wo sein Schiff sich verproviantierte, schien seinem Wunsche zu entsprechen, und so blieb er mit seiner Bibel, mit Flinte, Pulver, Tabak, Öl, Kleidern, einigen Werkzeugen u. s. w. zurück. Aber kaum hatte das Schiff die Anker gelichtet, so wurde er reuig, flehte aber umsonst, daß man ihn wieder aufnehme. Nun erfaßte ihn die ganze Trostlosigkeit seiner Lage. Weinend lief er am Ufer umher, erklimmte die Berge, um auf dem Meere ein erlösendes Boot zu erspähen, und wurde von einer furchtbaren Traurigkeit ergriffen. Allmählich jedoch gewöhnte er sich an die Einsamkeit. Nach vier Jahren und vier Monaten kam die Stunde seiner Erlösung. Im Februar 1709 nämlich landete das englische Korsarschiff „Duke“ an Juan Fernandez. Groß war die Überraschung der Mannschaft, als sie plötzlich auf der ihrer Meinung nach ganz menschenleeren Insel nachts ein Feuer aufleuchten sahen, größer noch das Erstaunen einiger Matrosen, als sie den folgenden Morgen am Strande einen in Felle gehüllten Menschen mit wirren Haaren und langem Barte erblickten, umgeben von einigen Ziegen. Er sah wilder aus als seine Pflegebefohlenen und hatte das Sprechen völlig verlernt. Nun konnte er heimkehren. Aber da ergriff ihn wieder die Sehnsucht nach seinem Eilande, und er soll oft ausgerufen haben: „O meine geliebte Insel, wenn ich dich nur nie verlassen hätte!“ Er starb als englischer Seeoffizier im Jahre 1723 im Alter von erst 47 Jahren. In seinem Heimort Largs in Schottland wurde ihm ein Denkmal errichtet.

In der Folgezeit bekam die Insel noch allerlei Gäste, bis sie im Jahr 1877 durch die chilenische Regierung an meinen Vetter Karl Alfred von Rodt verpachtet wurde. Er beabsichtigte, hier Viehzucht und Fischfang im großem Stile zu betreiben, sah sich aber nach einigen Jahren in seinen Hoffnungen getäuscht und hatte dabei sein Vermögen gänzlich eingebüßt.

Den 24. März.

Wir sind nur noch 17 Meilen von Juan Fernandez entfernt, und immer deutlicher stellt sich uns das zerklüftete Bergeiland dar. Schon ist es Mittag; aber nur matt bewegt der Wind unsere schlaffen Segel, und die große Schweizerflagge, die meine Ankunft anzeigen soll, will gar nicht lustig flattern. — „Noch eine Nacht!“ stöhne ich. Doch nein!

¹⁾ Zu der Inselgruppe Juan Fernandez gehören drei Inseln: Mas-a-tierra mit der Cumberlandbai und dem Robinsontal, die dicht dabei gelegene kleine Insel Santa Clara und die weit entfernte Felseninsel Mas-a-fuera.

Jetzt bläst es leise von der richtigen Seite her, und sachte gleitet die „Sirene“ über die ruhige tiefblaue Flut.

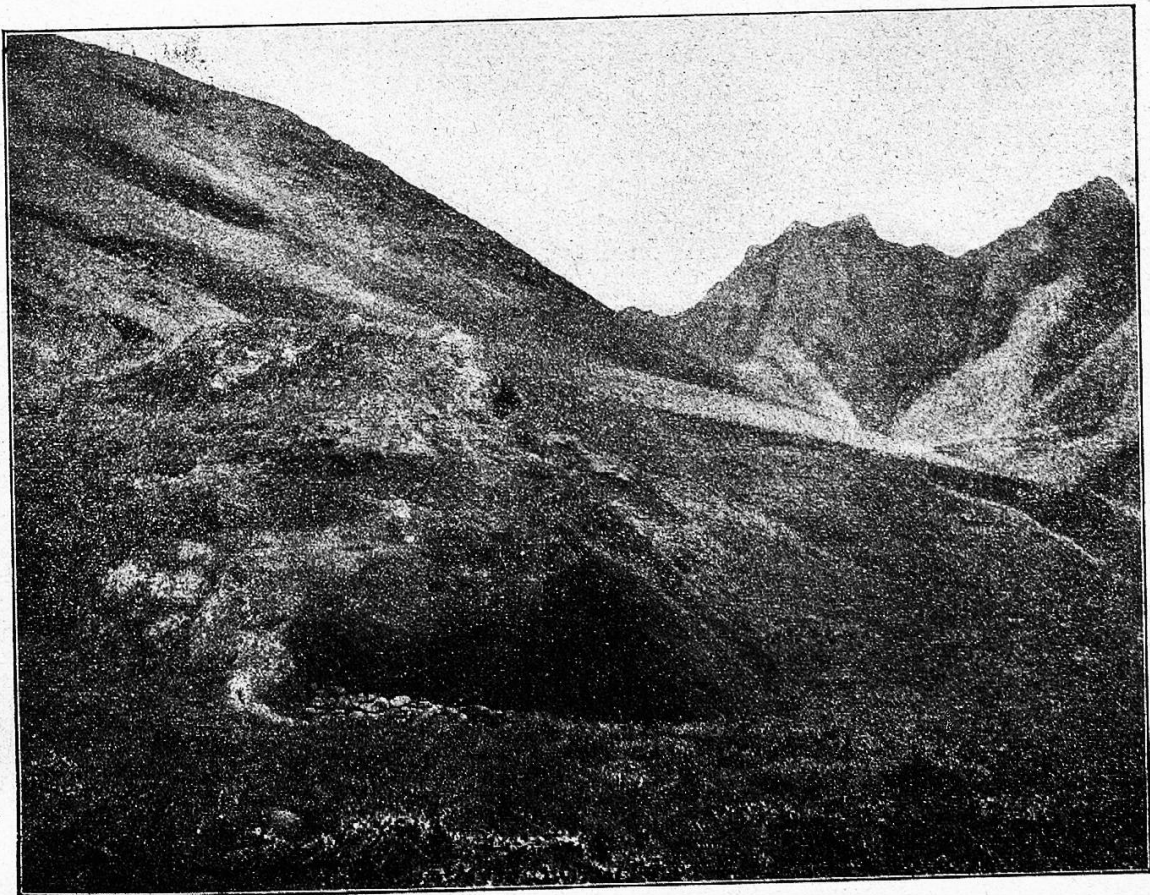
Gegen Abend fahren wir in die Cumberlandbai der Insel ein, und der Kapitän ruft mir erregt zu: „Sehen Sie die chilenische Flagge auf dem stattlichsten, neuesten Hause? Das ist die Wohnung des Gouverneurs, Ihres Veters; jetzt müssen auch sie uns sehen,“ und ein Matrose ruft: „Ein Rahn, ein Rahn!“ Von kräftigen, jungen Armen gerudert, kommt er leichtbeschwingt näher. Schon höre ich Stimmen, und einen Augenblick später steigt mein Vetter freudestrahlend auf unsern Segler. Ein Wiedersehen nach mehr als dreißig Jahren!

Die eingetretene Ebbe macht die Landung nicht leicht. Endlich sind wir auf festem Boden und schreiten der nahen Kolonie zu. Im Halbkreise liegen die Häuschen zumeist vereinzelt da; ein jedes hat sein Gärtchen, ein jedes seine Schattenbäume. Mit offenen Armen wurde ich empfangen als lieber, willkommenener, lange erwarteter Gast.

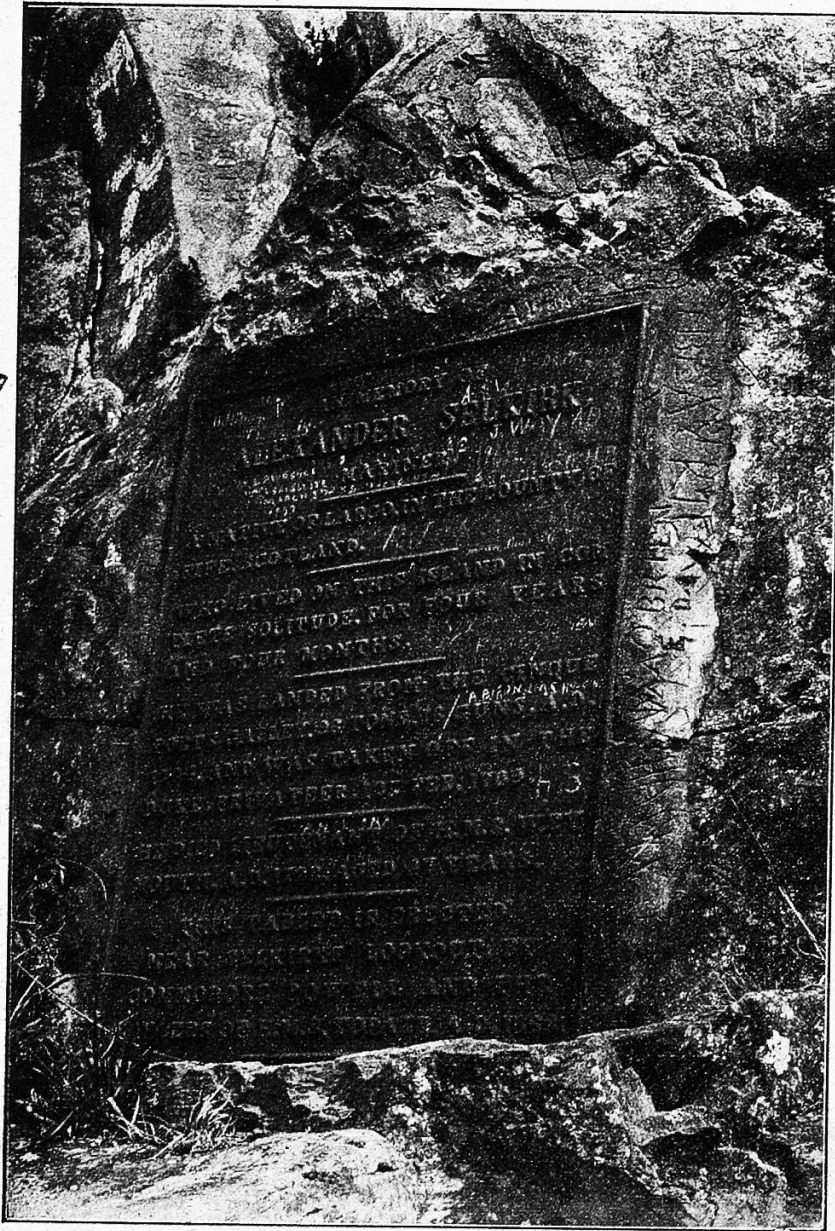
Den 25. März.

Ein schöner erster Tag nach erquickender Nacht! Ein gutes Bett, kein Hin- und Herschaukeln, kein Schiffslärm! Allein das Bellen der Hunde. Hier und da brüllt eine Kuh, und das Hühner- und Entenvolk macht sich frühe bemerkbar; sonst köstliche Ruhe.

Am Morgen hinaus aus dem Hause! Hohe, schöne Berge, darunter der Jungue, der höchste der Insel, bilden den Hintergrund der Ansiedelung. Als Vordergrund leuchtet die blaue, herrliche See. Hinter dem Hause speist ein munterer Bergbach den ländlichen Brunnen. Er könnte mir erzählen, wie es oben auf dem Jungue (d. h. Amboß) aussieht. Den etwa 960 Meter hohen, wilden Berg würde ein ordentlich ausgerüsteter Schweizer Alpenklubist wohl mit Leichtigkeit bezwingen. Bis auf ein Viertel der Höhe sind er und seine Nachbarn kahl, da ein Brand den Wald zerstört hat.



Die Höhle Mex. Sellvits.



Die Tafel zur Erinnerung an Alex. Selkirk.

Heute ist katholischer Feiertag. Wir fahren der Insel entlang nordwärts und gelangen nach $\frac{3}{4}$ Stunden zu der kleinen Bucht Puerto Ingles; aber die riesigen, runden Steine und die wilde Brandung gestatten keine Landung; an den linksseitigen Felsen halten wir an und klimmen auf schmalem Pfade aufwärts und auf der andern Seite wieder abwärts. Jetzt liegt sie vor mir, die berühmte Wohnstatt Robinsons! Nichts von Palmen und Papageien und Affen, wie ich es mir geträumt! Ein stilles, unbewohntes, enges Tal, an drei Seiten von hohen Bergen und Felsen eingeraht, vorn vom Meere begrenzt. Ein unendlich ruhiges, einfaches, friedliches Bild, unentweicht durch menschliches Hasten und Treiben. Von dem Berge rieselt ein breiter Bach hinab in das Meer. Ein grünes Grasband schlängelt sich

neben ihm her. Den Talgrund bedecken Disteln und Berghafer.

Robinsons Höhle liegt unweit des Meeres, etwa sechzig Schritte vom Strande entfernt. Nicht in einem Felsen, sondern im Talgrunde ganz frei aus dem Boden heraus erhebt sich diese merkwürdige Schöpfung der Natur mit gewölbtem Dache, aus rötlicher Lava geformt. Sie ist hoch und bildet eigentlich zwei Gemächer: ein größeres, tieferes und ein offeneres, kleineres. Die Hand Alexander Selkirks hat sicher die Höhle einigermaßen wohnlich gemacht und die Löcher gegraben für den Herd und zur bequemen Aufstellung seiner einfachen Geräte.

Im Museum von Edinburgh zeigt man Alexander Selkirks Matrosenkoffer, eine Muschel, die ihm als Teller diente, und seinen Trinkbecher. Auf diesen hat er mit seinem Taschenmesser folgende Inschrift eingeschnitten:

„Ich gehöre dem Alexander Selkirk an,
Nimmst du mich mit in das Schiff hinein,
Bitte, dann füll' mich mit Punsch und Wein.“

Die Sage erzählt, Selfirk sei von hier aus täglich zwei Stunden weit auf eine Anhöhe gestiegen, um nach einem erlösenden Schiffe auszuspähen; sie liegt etwa 700 Meter über Meer und bietet in der Tat einen herrlichen Ausblick. Im Jahr 1868 wurde an dieser Stelle eine eiserne Gedenktafel angebracht, deren englische Inschrift deutsch lautet: „Zum Andenken an den Seemann Alexander Selfirk, gebürtig aus Lango in der Grafschaft Fife in Schottland. Er lebte auf dieser Insel in vollständiger Einsamkeit vier Jahre und vier Monate. Er wurde vom Schiff „Cinque Ports“ im Jahr 1704 ans Land gesetzt und von dem Korsarenschiff „Duke“ den 12. Februar 1709 erlöst. Er starb als Leutnant Ihrer Majestät Marine auf der „Weymouth“ im Jahre 1723, im Alter von 47 Jahren. Diese Tafel wurde errichtet an Selfirks Aussichtspunkt durch den Kommandanten Powell und die Offiziere der Fregatte „Topaze“ im Jahr 1868.“

Wir sammelten etwas Reisig und zündeten ein Feuer an auf der alten Feuerstelle Robinsons; dann wurde Wasser geholt aus dem Robinsonsbache. Es schmeckte köstlich, und ich leerte ein großes Glas auf das Andenken des ersten und das Wohl des letzten Robinson, meines Vetter's. Bald prasselte ein helles Feuer; der Kaffee kochte, und das im Hause gebackene Brot und die Hühner schmeckten vortrefflich nach der Fastenzeit auf der „Sirene“.

Wild donnert die Brandung. Sonst kein Geräusch, kein Mensch, kein Tier in dem stillen Tale. Giftiges Gewürm, Schlangen, Frösche, Eidechsen, Ameisen, Moskitos kennt die Insel ebensowenig, wie wilde vierfüßige Tiere. Nur wenige Vögel und Schmetterlinge beleben die Luft. Am Bergeshang zeigt man mir unterhalb des schönen dunkeln Waldes eine Menge Pfirsichbäume, die gleich den Quitten und Feigen sozusagen wild auf Juan Fernandez wachsen und herrlich schmeckende Früchte bringen. Auch eine weiße Ananaserdbeere ist überall verbreitet.

Auf dieser einsamen, fremden Welt ist mein Vetter, ein wirklicher „schweizerischer Robinson“, heimisch geworden, und da ich mit ihm von der alten Schweizerheimat spreche, meint er: „Das Meer ersetzt mir nun die Alpen, die Insel die Schweiz; eines nur möchte ich noch einmal hören: unsere schönen, alten Münsterglocken; weinen freilich würde ich bei ihrem Klange, wie ein kleines Kind.“

Glocken läuten keine auf Juan Fernandez; noch hat die kleine Kolonie keine Kirche, und nur alle zwei Jahre einmal kommt ein Geistlicher vom Festlande herüber, um Messe zu lesen, zu trauen und zu taufen. — Ungern schied ich von dem idyllischen Robinsontale.

Den 27. März.

Heute zog es mich in den Bergwald. Der elfjährige Luiz Alberto wurde mir als Begleiter mitgegeben. Der Kleine ist ein guter Führer; die Bäume und Blumen seiner Insel sind ihm alle wohlbekannt. Zuerst kletterten wir eine steile, pflanzenlose Schlucht empor; dann kamen wir in einen prächtigen Wald von 20—25 Meter hohen Myrten, die nur auf dieser Insel vorkommen. In den Baumkronen fängt es an zu zwitschern; „trrr!“ klingt es plötzlich über mir; „trrr, trrr!“ klingt es neckend von allen Seiten; „es sind Loritos“, sagt Alberto; die kleinen Schelme fliegen uns nach; es sind kleine, graue Vögelchen, kaum größer als ein Zaunkönig; eines spreizte vor lauter Aufregung die Federchen so empor, daß sie ein Krönchen auf dem niedlichen Kopfe bildeten. Zu den Loritos gesellten sich einige Kolibri, die reizendsten Geschöpfe der Tropen; sie schimmern braun mit goldenem Kopfe und grau mit funkelnden, grünen Federn und guckten alle so zutraulich, spöttisch herab auf das schwerfällige Menschenkind, daß ich laut auflachen mußte. „Trrr, trrr!“ flogen sie entsetzt davon, waren aber sofort wieder da.

Nun sind wir auf einer Lichtung angelangt. Vor mir ragt der Jungue empor, und hinter mir lacht das blaue Meer. Wie schön und rein ist die Luft! Wie weich und lieblosend umgibt sie mich! Und doch empfinde ich ungeachtet der Steigung keine Hitze.



Rudolf Stüssi's Heldenod. Nach dem Gemälde von E. Klein.

Gesegnetes Klima, das keinen Wechsel der Jahreszeiten kennt! Nur eine größere Regenfülle im Mai, Juni, Juli und August zeigt den Winter an.

Die Felsen erstrahlen in ockergelber und rötlichbrauner Farbe, und wie mattes Gold leuchten die spärlichen, gelben Grassflecke, die Weide der wenigen wilden Ziegen, der letzten ungezählter Herden. Beutegierige Menschenhand hat ein grausam Morden angestellt unter den flintjüßigen Bewohnern jener jähren Klippen, hat auch die harmlosen, schönäugigen Seehunde ausgerottet, die im Jahr 1726 noch in solcher Menge sich auf der Insel sonnten, daß man sich mit Gewalt einen Weg durch sie zum Gehen bahnen mußte.

Morgen zieht die Jungmannschaft der Insel auf den Fang der schmachhaften Langusten oder scherenlosen Hummer aus, an denen sich schon Selfirk ergötzte. Auch diese fangen an, spärlicher zu werden; das Dampferchen „Fortuna“ muß die Boote meist auf die unbewohnte Seite der Insel ziehen, und unvernünftige Geldgier wird wohl bald auch die Hummer verschwinden lassen, die jetzt noch in den blauen Fluten sich tummeln. Die Fischer bleiben gewöhnlich einen Tag und eine Nacht aus, und ein einzelnes, von zwei Fischern bemanntes Boot kann bis 500 Langusten erbeuten. Die deutsche Fabrik bezahlt das Stück mit 8 Centavos (etwa 14 Centimes); die neue, französische zahlt 11 Centavos. In Valparaiso werden sie lebend zu 2 Pesos (Fr. 3 40) und tot zu 1 Peso das Stück verkauft. Laut dem Bericht meines Veters wurden von 20 Fischern (den Söhnen von Kolonisten) mit 8 Booten im Jahr 1903 nicht weniger als 100,000 lebende und tote Hummer an die beiden Langustengesellschaften verkauft und durch diese nach Valparaiso geliefert.

Beim Weiterwandern fanden wir eine Art Heidelbeeren, die teilweise hohe Büsche bilden. Die kleinen, braunen Früchte schmecken wundervoll würzig und erfrischend, und ich mußte meinen jungen Begleiter fast mit Gewalt davon wegtreiben.

Mit Freuden begrüßte ich die erste Pangué. Luiz Alberto pflückt einige junge Stengel; die roten wirft er weg und bringt mir nur die weißen zum Essen. Die Pangué *Gunnera peltata* gehört zu den berühmtesten Pflanzen der Insel. Sie scheinen mir zu der Familie der Rhabarber zu gehören. Eine Gruppe Pangué sieht ganz wundervoll aus, und eines dieser Riesenblätter bildet den prächtigsten Regenschirm, den man sich wünschen kann. — In einer schattigen Schlucht treffen wir wunderbare Farnkräuter der mannigfachen Arten und Größen; einige von ihnen erreichten die Höhe unserer Bäume.

Aber der Preis gehört doch den Chontapalmen, die man bisher in keinem andern Lande gefunden hat. Wie Säulen streben sie 12 bis 15 Meter hoch empor. Der schöne, hellgelbe Stamm mit den schwarzen Adern eignet sich für prächtige Spazierstöcke. Ihr Mark, das wie Nuß und Mandeln schmecken soll, diente Alexander Selfirk zur Nahrung. Meist zu kleinen Gruppen vereint, wuchs die Chontapalme seinerzeit sehr üppig auf dieser Insel, bis die alles zerstörende Menschenhand auch mit ihr zu sehr aufräumte. Jetzt hat die Regierung ein Verbot erlassen, sie zu schneiden.

Den 29. März.

Mein letzter Tag auf der schönen Insel! Immer wieder stehe ich vom Schreiben auf und schaue mich um, als ob ich mir ihre Schönheit auf ewig einprägen wollte.

Ich mache noch einige Besuche in der Kolonie. Als solche existiert Juan Fernandez seit dem 31. März 1898. Sie ist Fischerkolonie, und jeder Kolonist, der eine Familie hat und das Gewerbe der Fischerei kennt, bekommt freie Fahrt nach der Insel, ein ungefähr zwei Hektaren großes Stück Land und 16 eiserne, galvanisierte Platten, um ein Dach an seinem Häuschen herzustellen. Für jeden über 14 Jahre alten Sohn bekommt er eine halbe Hektare Landes mehr.

So lange jedoch die Verbindungen mit dem Festlande so selten und ausschließlich im Besitze der Langusten-Konservenfabriken sind, kann man ungeachtet dieser Vorteile Europamüde nicht wohl ermutigen, ihr Glück hier zu suchen.

Die Kolonie zählt gegenwärtig 22 Familien mit 122 Personen; von den Familien sind ihrer Nationalität nach: Chilenen 13, Italiener 2, Deutsche 2, Portugiesen 1, Engländer 1, Franzosen 1, Russen 1, Schweizer 1.

Das sind allerdings nicht viele Bewohner auf 90 Quadratkilometer, auf einen Raum von der doppelten Größe des Thunersees, da die Länge der Insel 22 km und die größte Breite fast 8 km beträgt; aber ein Teil derselben ist bergig und unfruchtbar.

Als mein Vetter im Jahre 1877 seinen Pachtvertrag antrat, gab es außer dem Hause der alten Gouverneure nur zwei andere Häuser; jetzt sind deren einundvierzig, die beiden Fabriken eingerechnet.

Seit neun Jahren ist mein Vetter Gouverneur der Insel, zugleich Postmeister, Hafenkapitän und Vorsteher einer meteorologischen Station. Neu sind ein Zivilstandsamt und eine Schule.

In letztere lenkte ich meine Schritte und freute mich des niedlichen Häuschens und des wohlbepflanzten Gartens. Zwanzig Kinder von 6 bis 15 Jahren werden durch Señor¹⁾ Latutz in die Anfangsgründe des Wissens eingeweiht und zwar täglich während 4 Stunden. Schulzwang herrscht keiner; der Unterricht ist frei. Daneben erteilt der Lehrer den größeren Knaben noch 2 Stunden täglich Unterricht im Schnitzen. Da stehen eine prächtige Hobelbank und ein ganzer Schrank voll guter Instrumente, und aus den schönen Hölzern der Insel läßt sich manch hübscher Gegenstand herstellen. Da werden Tische verfertigt, Kästchen, Bilderrahmen, Lineale, Löffel u. s. w., und die Knaben zeigen mit Freuden das Werk ihrer Hände.

Arzt gibt es auf der Insel keinen und übrigens auch keine Krankheiten. Für kleine Leiden und allfällige Schrammen weiß Señor Latutz mit Rat und Tat zu helfen.

Den 30. März 1905.

Um 12 Uhr mittags haben wir die Anker gelichtet, die Segel gespannt. Die ganze Familie hat mir das Geleit an Bord der „Sirene“ gegeben. Der Abschied, wohl für das Leben, war schmerzlich. Lange noch sah ich meinen Vetter, an eine Säule des Hauses gelehnt, uns nachblicken. Lebe wohl, letzter Robinson auf Juan Fernandez!

Galt aus, mein Herz!

Was taten dir die tausend Nadelstiche
Des Zweifels, der dich jahrelang gequält?
Und der Enttäuschung Schmerz ob all der Schliche,
Mit denen dich die frumme Welt umstellt?

Galt aus, mein Herz!

Vernarbt sind langehin die tiefen Wunden,
Die dir der Bosheit scharfe Krallen schlug.
„Im Kampf will ich erstarren und gesunden!“
Rieffst du, als ich in banger Zeit dich frug.

¹⁾ Señor, spanisch, = Herr, Gebieter: sprich Señor mit scharfem S.

²⁾ Karl Alfred von Roth, 1843 in Bern geboren, starb schon $\frac{1}{4}$ Jahr nach dem Besuch seiner Waise, Cäcilie von Roth, nämlich am 4. Juli 1905.